Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 50 (1946-1947)
Heft: 3

Artikel: Das Menschlein Matthias : Roman [2. Fortsetzung]
Autor: Ilg, Paul
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-663525

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

DAS MENSCHLEIN MATTHIAS

Roman von Paul Ilg

Verlag Rascher & Cie., Zürich

2. Fortsetzung

Damit verschwand sie wieder in der Versenkung, und zwar ohne jedes Bedauern, das sonst oft nachträglich über sie kam, wenn sie sich gegen das „unsaubere Früchtchen" hatte hinreißen lassen. Sie besaß keinen Begriff davon, daß ihre blindwütende Strafart dem betroffenen Kind nur Haß und Grauen, keineswegs Respekt einflößte. Auch den gelinden Einspruch des Mannes, der selten ein Kind hart anfaßte, hingegen sich selber manchmal gegen sein rabiates Weib zur Wehr setzen mußte, wies sie entrüstet zurück.

„Das fehlte noch, daß der Tropf mich ungestraft bei meinen eigenen Kindern schlecht machen dürfte! Solcher Flausen stecken noch manche in seinem Schädel, aber ich will sie ihm schon herauspaucken. Da tu' ich noch ein gutes Werk. Der Lauser! Man möcht' manchmal schier aus der Haut fahren."

„Und doch wär's dir auch nicht recht, wenn er zu anderen Leuten käme! Es steht dir ja frei, kannst ihn morgen schon los sein!" mahnte er sie an ihren Eigennutz. Die Schwägerin sparte nicht am Kostgeld und kam nie ohne Geschenke ins Haus.

„Nein! Ich hab's unserem Vater auf meine Seligkeit versprechen müssen, das Bürschlein zu behalten und auf ihn acht zu geben!" beschönigte sie wiederum den Sachverhalt. „Oder glaubst du, ich wäre schlecht genug, ihn, falls die Seine stürbe, ins Waisenhaus zu geben?"

Das war wieder etwas anderes, solches dachte er freilich nicht. Aber besser wär's dennoch, meinte er, die Schwägerin würde den Urheber des Unglücks endlich vergessen und einen ordentlichen Vater für den Kleinen suchen. An soliden Bewerbern fehle ihr's wahrlich nicht, und jener Erste, Hochgeschworene denke trotz ihrem zähen Glauben ewig nicht daran, die Glocken läuten zu lassen.

„Er müßte denn ein rechter Esel sein! Wie sie eine dumme Trine ist, daß sie nicht einen andern nimmt. So würde sie wenigstens noch eine anständige Aussteuer aus dem Menschen herausschlagen!" fiel ihm die Angehrin höhnisch ins Wort. Es war ihr jedoch selber nicht wohl dabei. Sie hatte früher auch anders empfunden, ehe sie am eigenen Leibe erfuhr, daß gekränkter Stolz eine böse Auszehrung ist, die alle Kräfte zugrunde richtet. Deshalb hörte sie's jetzt recht gern, als der Mann bekannte, daß sein Arbeitsgenosse heut von ungefähr des Wegs komme, um hier ein ernstes Wörtlein mit der Jungfer Brigitte Böhi zu reden.

An ein Weiterschlafen dachte keines mehr; auch das Wiegenkindlein war von dem Lärm erwacht und mußte gestillt werden. So setzten die zwei Familienhäupter den Diskurs angeregt fort. Das Paar gehörte im Grunde, wie Matthias' Großvater, zum abgesprengten Bauerntum; es war, in dessen Zusammenbruch verwickelt, aus einem stattlichen Gehöft in diesen stumpfen Erdenwinkel getrieben worden. Obwohl dann der regsame Mann gleich lohnende Arbeit fand und auch die Frau sich in den kleinen Verhältnissen trefflich auf den Erwerb verstand, konnte diese den schlimmen Wechsel nicht verschmerzen. Sie besaß das den Bauern von Stand und Herkommen eigentümliche und schwerfällige Ehrgefühl, welches über den Verlust der eigenen Scholle alle anderen Daseinsmöglichkeiten gering anschlägt. In ihrer Heimat, an der sie mit allen Fasern hing, ließ sie sich deshalb nicht mehr blicken, und trotzdem sie überzeugt war, daß nirgends in der Welt so saftige Kirschen und Trauben, so schmackhafte Kartoffeln und Kohlköpfe wuchsen wie dort unten, strebte sie nicht danach, einmal wieder dorthin zurückzukehren. Es war ihr, als müßte die auf ihre Familie gefallene Schande im Kreis der Bekannten durchs ganze

Leben fortwirken. — Die Heimat, dachte sie, ist nun einmal verspielt, für ewig dahin. — Aber etwas anderes lag ihr fast stündlich im Sinn. Der eine ihrer Brüder, der damals nach Argentinien auswanderte, hatte gute Botschaft geschickt und berichtet, daß tüchtige Leute drüben mit bescheidenen Mitteln ein besseres Auskommen fänden. Seither hegte die Angehrin keinen anderen Plan mehr als diesen, dem Bruder mit Sack und Pack baldmöglichst zu folgen. Ihr Verlangen nach der Neuen Welt war so mächtig, daß sie, um ihn schnell ins Werk zu setzen, sich und den Ihren kein Vergnügen, ja kaum das tägliche Brot mehr gönnte. Die Sache hatte nur einen Haken. Der Bleicher Angehr war bei weitem nicht so flügge wie das ehrgeizige Weib. Seine Tätigkeit in der Stickerei Treustadt gefiel ihm recht wohl, auch das Stadtleben mit seinen Vereinen und vielfältigen Zerstreuungen stieß ihn durchaus nicht ab. Was er dort wochentags vermißte, war eigentlich nur die Gefährtin, die Familie, welche der Billigkeit halber da oben hauste. Mit dieser vereint, wollte er gerne Stadtbürger werden und all seinen Fleiß aufbieten, um sich und die Seinen rechtschaffen durchzubringen. Aber die Angehrin mochte davon einstweilen nichts hören. Es half auch wenig, daß er auf seinen wachsenden Verdienst pochte. „Dort unten würde bei so viel Köpfen doch nur ein Hungerleben daraus!" war ihre feststehende Meinung. Diese beiden sich bekämpfenden Lebensansichten hatten zwar insofern einen leidlichen Waffenstillstand geschlossen, als von beiden Seiten auf die Hauptschlacht hin wacker gespart wurde, was wenigstens dem allgemeinen Wohlstand zustatten kam. Allein der Himmel dieser Ehe war doch stets voller Gewitterstimmung: von einer Sekunde auf die andere konnte ein Hagelwetter losbrechen, und dann war es fast immer des schwächeren Mannes Weizen, der darniederlag. Das kam eben von seiner mehreren Liebe zu dem energischen, ungebändigten Wesen, dessen Widerstandskraft und zähe Ausdauer er im stillen bewunderte. Sie schämte sich eingestandenermaßen schwer, nur das Weib eines armseligen Tagelöhners zu sein. Davon sprach sie auch heute, während sie Mühe hatte, des Mannes Zärtlichkeit abzuwehren.

„Dir kommt's eben nicht drauf an, was draus wird!" grollte sie, wieder im Bett zwar, aber noch voll des vorigen Ärgers. „Und wie ich die geschlagene Woche da oben zubringe, schiert dich ebensowenig. Du bist wenigstens sicher, daß mir keiner die Hölle heiß macht!"

„Wär' ich's nur! Es heißt am End' nicht umsonst ‚Einkehr zum Gupf'!" neckte er die Ungebärdige mit einem Hauch von Eifersucht, der nicht so ganz aus der Luft gegriffen schien. „Und ich? Was blüht denn mir derweilen?"

Worauf sie ein etwas verstiegenes Gelächter hören ließ.

„Ja, beim Donner! Mit dir wird man noch Bedauern haben müssen! Ich schätze, unter hundert Fabriklerinnen wird dir das Geschmäcklein wohl nicht ausgehen. Man hört etwa auch, wie's in denen Jungfernmühlen zugeht und was das alles für leichte Tücher sind. Ich brauch' nur die Gritta anzusehen", — womit sie ihre Schwester meinte — „dann weiß ich schon genug!" Und nach einer Weile, wieder in dem Traum des neuen Lebens befangen, seufzte sie so schwer: „Ach, wie will ich Gott danken, wenn ich von alledem nichts mehr höre und sehe!" daß er seine Absicht, ihr den Umzug nach der Stadt aus einem neuen Gesichtspunkt verlockend zu machen, einstweilen wieder fallen ließ Es war ohnehin ein recht waghalsiges Unterfangen, das ihm da vorschwebte. In Wahrheit hatte er nur das Wohl der unglücklichen Gefährtin im Auge. Er dachte nämlich, daß ihre Eigenschaften einer findigen Wirtin, die sie schon in dem kleinen Bergpintlein bewies, unten in der Stadt erst recht Wolle ansetzen und ihr eine ganz andere Befriedigung bringen müßten. Das war sicher kein Fehlschuß. Aber der einsichtige Mann, der dazu eine ruhige Häuslichkeit über alles liebte, ahnte auch die Schattenseiten der „guten Idee". Einmal war da seine Älteste, die herzkranke Marie, der die Bergluft bitter not tat. Seiner Natur gemäß hing er an diesem Kinde weit mehr als an den gesunden. Es gab aber auch noch andere Gefahren. Mit ihren fünfunddreißig Jahren konnte die Wirtin zum Gupf noch allerlei Begehrlichkeiten erregen und wohl auch selbst in Versuchung geraten. Hatte er in dieser Hinsicht hier oben wenig zu befürchten, so war hingegen die Stadt ein

recht gefährlicher Herd, wo leicht ein ungattliches Feuer aufflackern konnte.

Trotz alledem hoffte er nun wenigstens sein bißchen Sonntagsglück herauszuschlagen, indem er ihr diese Eingebung mit etlichen Anläufen offenbarte. Überrumpeln konnte er sie nicht. Als sie jedoch merkte, wo hinaus der Mann wollte und wie es gemeint war, kam ihr Widerspruch weniger schroff wie gewöhnlich; sie sank bald in ein abgründiges Sinnen, während er den bunten Faden mit fühlbarer Wärme weiterspann. Blind und taub hätte sie sein müssen, um in diesem Fall seine Opferliebe zu verkennen. So befiel sie plötzlich eine seltene Rührung.

„Ein Guter bist du doch, das muß man dir lassen. Aber ich weiß halt nicht, was ich sagen soll!" schluchzte sie auf, ohne ihm länger zu widerstreben. Ihre Weiblichkeit glich darin einem Steinbruch: nur mit Gewalt oder unendlicher Hingabe war ihr beizukommen. Der Bleicher Angehr kannte jedoch nur das eine Mittel, und deshalb war seine Ehe ähnlich einem ewigen Brautstand oder einer Schule der Enthaltsamkeit.

So gut wie an diesem Morgen hatte er es wahrlich schon lang nicht mehr getroffen. Nicht nur ließ sie ihn anständig zu Worte kommen, sie zeigte auch ein ehrliches Interesse für seine Berechnungen. Besonders gefiel ihr sein Urteil, daß sie noch zehnmal das Zeug zu einer zünftigen, unterhaltsamen Wirtsfrau besitze und ihr wohl niemand von selbst die vier Kinder anmerken werde. Um den Zulauf brauche sie sich füglich nicht zu sorgen. Halb war ihm bei diesen Reden zumut, als schaufle er sich selbst sein Grab, und doch fühlte er sich seltsam beglückt, als er sah, welchen Eindruck er damit machte. Seit Jahren hatte er die Seine nicht in so fruchtbarer Nachdenklichkeit gesehen. Sie machte bereits selber Voranschläge, sann auf neue Ersparnisse und sah sich im Geiste schon mit einer von Silber strotzenden Geldtasche gegürtet hinter einem kristallbesetzten Ausschank stehen.

Das Weihnachter Kirchlein hatte längst zur Frühmesse gerufen, und die zu einem peinlichen Frieden gezwungenen Widersacher in der Dachkammer harrten auch schon ungeduldig auf ihre Sonntagskleider sowie den besseren Morgenimbiß. Aus einer wilden Furie in eine gütige Fee verwandelt, stieg die Angehrin endlich wieder hinauf, brachte sonntägliche Seife und Handtücher, wonach das befreite Völklein seelenfroh in den göttlichen Morgen hinausschwirrte. Der Pumpenschwengel flog, hohle Hände schöpften das kaltklare Wasser, und in zwei Minuten war die ganze Toilette beendigt.

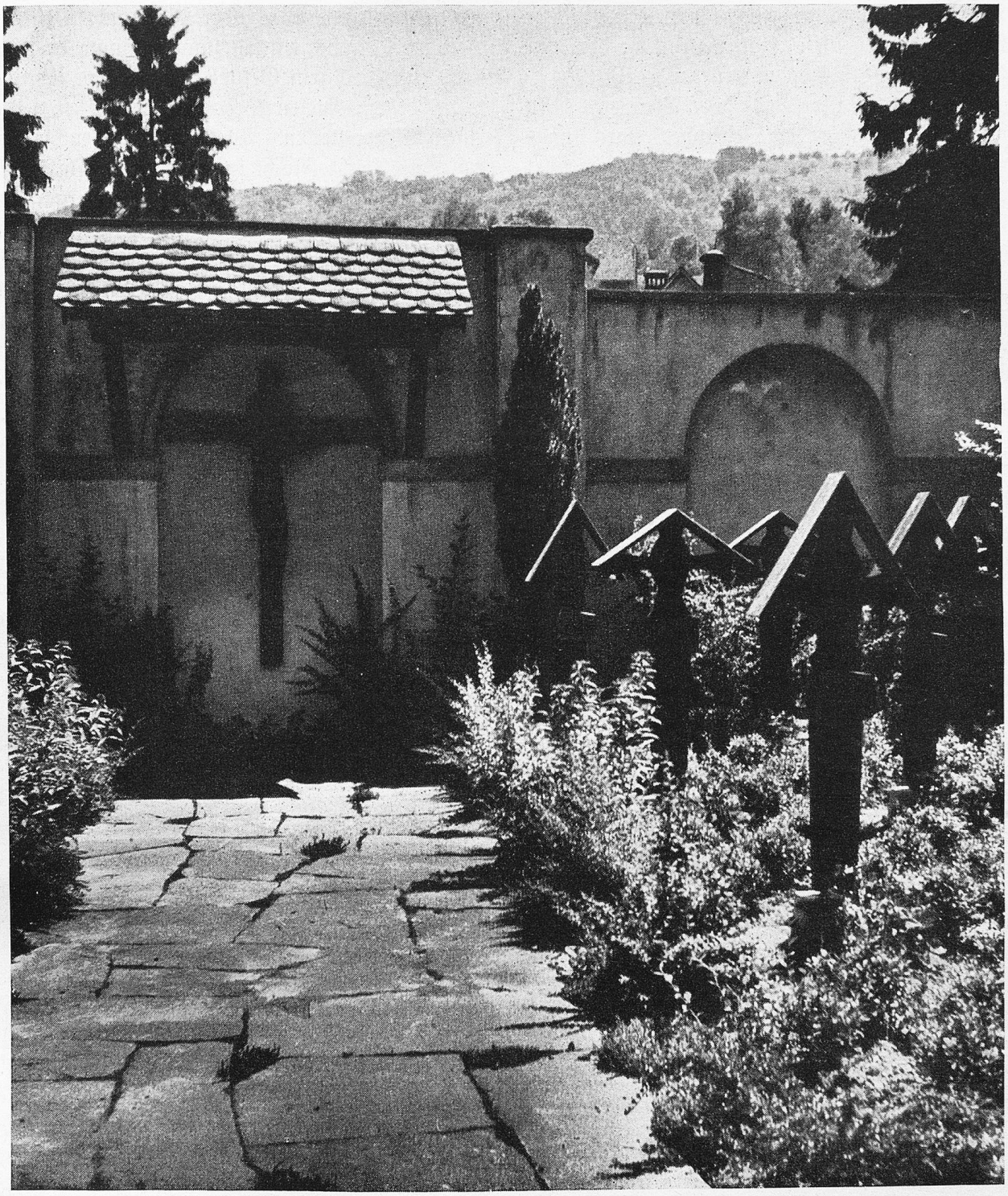
„Mach du jetzt keine Stämpeneien mehr, Bub, wenn du nicht willst, daß ich heute der Mutter klaren Wein einschenke!" warnte die Gestrenge den verheulten Matthias, der aus dem milden Ton ihre freundlichere Gesinnung spürte. Allein die so schwer erlangte Gewißheit, daß die Ersehnte wirklich kam, erhob ihn schnell über die Schmach der letzten Stunde. Er schwenkte die Brust zuerst noch von einem beträchtlichen Tränenvorrat aus und hielt dann tapfer still, als ihm die Basgotte in merklicher Pönitenz einen besonders geraden Scheitel durch das helle Kraushaar zog. Welche Wandlung! Die plötzliche Zutunlichkeit empfand er mit einem anderen, aber nicht geringeren Grauen als vorhin die harte Strafe. Sonst dachte sie nie daran, ihn zu kämmen. Wollte sie verhüten, daß seine Mutter ihm etwas anmerke? Sie faßte den Kleinen, nachdem das Haar ordentlich hochstand, kraftvoll unter den Armen, hob ihn spielend leicht hoch und küßte ihn, wie ergriffen von seinem Leidensblick, den schmerzlich bewegten Lippen.

„Kannst du mich denn nicht auch ein bißchen gern haben, du Mordskerl! Warum tust du alleweil so, wie wenn ich des Teufels wär'?" stieß sie in einer unsinnigen Reuewut hervor und drückte den verstörten Knaben, den eine ohnmachtähnliche Schwäche befiel, gewaltsam an die Brust.

Matthias wußte nicht, was ihm da geschah und wie er wieder auf die Erde zu stehen kam. Er zuckte zusammen unter ihren Habichtsaugen, schwankte auf seinen zittrigen Beinen, seine Sinne waren minutenlang völlig getrübt und kämpften heftig gegen einen betäubenden Geruch, den ihm die Basgotte eingehaucht hatte.

Bestürzt ließ diese ihn wiederum fahren und machte sich leise jammernd an der jüngeren Tochter zu schaffen.

„Herr, du meine Güte, was ist das für ein Rätsel von einem Bub!" Wenig fehlte, so hätte sie die Rührung überwältigt. Sie erschauerte



Fot. N. Viazzoli, Zürich

Allerseelen

selber über die dunklen Abgründe ihrer Natur, vor denen sie die Augen schließen mußte, ohne sich retten zu können. Allzu häufig erlitt sie solche Anfälle, erkannte sie jedoch immer erst hinterher und vergoß viele Tränen, weil sie dem Übel stets wieder so hilflos unterliegen mußte.

Auch der Wasserstand des Bleichers hatte, wenngleich aus anderer Ursache, einen ungewöhnlichen Grad erreicht. In seinen Augen spielten alle Regenbogenfarben. Der gute Mann belauschte vom Stubenfenster das fröhliche Treiben der Kinder am Brunnen sowie das vermeintlich friedsame Gemüt der Hausfrau, rauchte dazu sein Pfeifchen in den leeren Magen hinein und sah das Dankopferräuchlein gottwohlgefällig und blau in die Luft zum Himmel steigen. Eine Morgenfeier wie diese, dachte er, war mit sechs Arbeitstagen nicht zu teuer erworben. Obendrein genoß er das prächtige Naturschauspiel, zu dem heute die Städter scharenweise aufwärts pilgerten. Bei diesem Blick über die traute Heimatwelt im Sommersonntagsstaat erkannte er vollends, wie stark sein Gefühl einer Auswanderung widerstrebte. Diesen Gedanken mußte er zeitig einen Riegel stecken. Alles andere deuchte ihn besser als solche Flucht in die Fremde. In seiner Einfalt suchte er einen würdigen Sinnspruch, der zu seiner gehobenen Stimmung paßte, und so fand er das alte gute Wort, ihm als Kind in der Schule schon eingeprägt: „Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an!" Lange schaute er so auf das blühende Land und hinüber auf die wundersam besonnten Schneeberge. Einen anderen Gottesdienst als diesen kannte er nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Am Tage der Toten

Leopold Clausnitzer

Die Blätter fallen, die Rose verblüht,
der Frühling, der Sommer, der Herbst ist verglüht;
gedenke der Toten!

Ein tiefes Weh die Welt durchzieht;
es ist vom Scheiden das alte Lied,
das Lied von den Toten.

Still liegen sie, Hügel an Hügel gereiht;
dort unten ist Frieden, hier oben nur Leid;
lass ruhen die Toten!

Doch was du hier senktest mit Tränen ein,
das wird nicht für ewig begraben sein;
nicht tot sind die Toten.

Wenn milder im Frühling wehet der West,
dann folgen die Ostern dem Totenfest.
Sie leben, die Toten!